

standen, denen weder mit Deutsch noch mit Französisch oder Englisch beizukommen war. Da ging es nicht ohne Dolmetsch, und der sehr tüchtige Erste Flötist, ein Balte, löste neben seiner künstlerischen Aufgabe auch die des sprachlichen Vermittlers in ausgezeichneter Weise.

Eine große Freude erlebte ich während einer Probe zu meinem letzten Konzert. Durch seinen Sprecher ließ mich das Orchester bitten, ich möchte im Anschluß an eine Probe doch auch einmal russische Musik mit ihnen musizieren, sie wüßten gern, wie man heute in Deutschland etwa Tschai-kowsky interpretiere. Auch sei Rußland zurzeit arm an eignen tüchtigen Dirigenten, und es bestehe die Gefahr, daß der Stil für ihre Nationalmusik im eignen Lande sich verwässere oder ganz verloren gehe. Ich erklärte mich bereit und überließ es ihnen, unter den letzten drei Tschai-kowskyschen Sinfonien zu wählen. Richtig fand ich in der letzten Probe die Fünfte auf den Pulten liegen. Die Arbeit für das Abendprogramm — es umfaßte die Eroika, Strauß' Don Juan, das Parsifalvorspiel und den Tasso von Liszt — war groß und anstrengend, und nach dreistündiger Probe meinte ich, nun seien wir doch wohl alle zu müde, um freiwillig noch weitere musikalische Lasten auf uns zu nehmen. Da geschah das Wunder: wie ein Aufruhr erhob es sich, keiner sei zu müde, das müsse unbedingt gemacht werden, darauf hätten sie sich schon tagelang gefreut. Und nun spielten wir tatsächlich mit müden Nerven und hungrigem Magen den langsamen Satz aus der E-Moll-Sinfonie von Tschai-kowsky, und ich muß offen bekennen, daß ich dieses prachtvolle Stück noch nie in meinem Leben so herrlich gehört habe, wie von dieser begeisterten Musikantenschare, die ihrem Nationalheros huldigte. Als sich der Beifallssturm gelegt hatte, bat man mich, ich möchte noch ein Benefizkonzert zum Besten des Orchesters mit nur russischer Musik dirigieren. Leider ließ sich dieser Plan wegen meiner Reisedispositionen nicht verwirklichen, aber ich mußte versprechen, wenn ich wiederkäme, auch russische Musik zu dirigieren — ein Wunsch, den ich gern erfüllen werde.

So ideal gesinnt und gebefreudig sich das Orchester zeigte, ebenso hörbegierig und begeisterungsfähig erwies sich das Leningrader Publikum. Das Bedürfnis nach guter Musik ist groß und allgemein. Sinfonische Kunst und Theater — so wird es einem wieder und wieder gesagt — seien die einzigen Ablenkungen und Erholungsmomente gegenüber dem Druck der Zeit, der Not und Sorge des Lebens. So drängt sich alles zu den Kunsttempeln, und die Säle sind fast allabendlich überfüllt. Wer da freilich eine festlich gekleidete Menge erwartet, wird arg enttäuscht. Schlichte dunkle Farben geben den Grundton, der Arbeitskittel, die schwarze Bluse herrschen vor. Ein großer Teil der Männer in Räterußland trägt den

Tolstoikittel, zumeist mit hohen Stiefeln — wohl oft mehr aus Sparsamkeitsgründen als aus politischer Ueberzeugung. Die Frauenwelt verzichtet auf alles Schmückende, selbst helle Farben scheinen vermieden zu werden. So erhält jede Menschenansammlung einen ernsten, fast düstern Grundton, der zunächst etwas belastend wirkt. Bald aber merkt man, wie sich zwischen Podium und Saal ein warmer, inniger Kontakt herstellt. Kleine äußere Zeichen hierfür: Totenstille zwischen den Sätzen einer Sinfonie, sofortiges Niederzischen einer noch so leisen Geräuschstörung. Mit elementarer Gewalt aber braust am Ende der Beifall auf. In den tosenden Lärm des Klatschens und Trampelns mischen sich die „bis“-Rufe, die, hört man sie zum erstenmal, etwas Betäubendes und Ueberwältigendes haben. Und schier unermüdlich ist die Begeisterung. Erst das völlige Erlöschen der Beleuchtung zwingt die letzten Nimmersatten zur Heimkehr.

Die einzige künstlerische Enttäuschung, die ich erlebte, war mir die Tatsache, daß Bruckner nicht nur kein Verständnis fand, sondern in Leningrad, besonders aber in Moskau, völlig abgelehnt wurde. Im Marientheater hörte ich u. a. die „Salome“ in einer Aufführung, die sich szenisch von dem Ueblichen und Richtigen in manchem weit entfernte, die aber musikalisch und vor allem gesanglich voll befriedigen konnte.

Meine vertragliche Verpflichtung lautete auf drei Abende in Leningrad und ebenso viele in Moskau. Leider fanden Konzerte in beiden Städten abwechselnd statt, so daß ich das zweifelhafte Vergnügen hatte, die Nachtfahrt zwischen der ehemaligen und der heutigen russischen Hauptstadt fünfmal überstehen zu müssen. Bei aller Beschaulichkeit des Tempos, oder vielleicht dank dieser: man fährt auf die Minute pünktlich und auch sonst nicht un bequem, und die äußere Ordnung, die man im Staatsbereich des Rätesterns überall antrifft, macht sich auch im Eisenbahnbetrieb angenehm bemerkbar.

Mitten in der Kremlstadt liegt, von Kirchengebäuden und Mauern flankiert, die riesengroße Krassnaja-Ploschtschadj, der Rote Platz. In seiner Mitte erhebt sich ein würdiges, denkmalähnliches Gebäude in der Größe eines mittleren Hauses. Es ist die Grabstätte Lenins. Nicht ohne Mühe gelang es mir, einen Erlaubnisschein zur Besichtigung zu erhalten. Breite Treppen führen durch dunkelgehaltene Gänge in die Tiefe. Man betritt einen mäßig großen Raum, geschmackvoll in Schwarz, Rot und Grau gehalten. In seiner Mitte liegt, in einem glasüberdeckten Sarge aufgebahrt, Lenin. Am Kopf- und Fußende halten Soldaten die Ehrenwache. Ein friedlicher, fast lächelnder Ausdruck liegt auf den sympathischen Zügen dieses für Rußland so bedeutungsvollen, in seiner Art zweifellos großen Mannes. Schlicht wie er lebte und arbeitete, in der grauen Bluse, liegt er hier zu